

Die Bedeutung der Familie für die Entwicklung der Medienkompetenz von Kindern

Aufenanger, Stefan

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Aufenanger, S. (2003). Die Bedeutung der Familie für die Entwicklung der Medienkompetenz von Kindern. *Zeitschrift für Familienforschung*, 15(2), 146-153. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-282926>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Diskussionsbeiträge Medien und Familie

Redaktionelle Anmerkung

Die Redaktion hat Wissenschaftler, die über Medien und ihre Wirkungen forschen, gebeten, sich in pointierten Beiträgen zur Frage zu äußern, welche Erziehungskompetenzen Familien heute angesichts der Vielfalt an Medien und Medieninhalten sowie der Gewalt in den Medien benötigen und wie diese vermittelt werden können. In diesem Diskussionsforum geben Stefan Aufenanger, Bernd Schorb und Herbert Selg Antworten darauf. Stefan Aufenanger widmet sich den unterschiedlichen Aspekten der Medienkompetenz und beleuchtet Problemzonen des Umgangs mit Medien in den Familien. Bernd Schorb hingegen richtet sein Augenmerk auf die Einflüsse, die Medien – hier: das Fernsehen – insbesondere auf die Kinder haben und wie Eltern und Jugendmedienschutz hier steuernd einwirken können. Der Beitrag von Herbert Selg schließlich setzt sich kritisch mit den unterschiedenen Theorien der Wirkungsforschung zur Gewaltdarstellung in den Medien auseinander und plädiert dafür, dass diese als bedeutender Risikofaktor für aggressives Verhalten angesehen werden muss. Unsere Leserinnen und Leser laden wir ein, sich mit den hier versammelten Beiträgen auseinander zu setzen und gegebenenfalls in Form kurzer Repliken dazu Stellung zu nehmen.

Stefan Aufenanger

Die Bedeutung der Familie für die Entwicklung der Medienkompetenz von Kindern

Medienkompetenz hat sich in den letzten Jahren zu einem wichtigen bildungspolitischen Begriff entwickelt. Er wird nicht nur von Medienpädagogen benutzt, sondern auch von Bildungspolitikern, die damit darauf aufmerksam machen wollen, dass Bildungseinrichtungen nicht nur die traditionellen Kulturtechniken zu vermitteln hätten, sondern Kinder und Jugendliche auch auf die Wissensgesellschaft vorbereiten sollten. Da diese Wissensgesellschaft – manche sprechen auch von Me-

dien- oder Informationsgesellschaft – stark durch digitale Medien als zentrales Informations- und Kommunikationsmittel geprägt sein wird, erscheint Medienkompetenz als eine wesentliche Voraussetzung, um in dieser Zukunft angemessen handeln zu können. Doch was ist darunter zu verstehen und welche Faktoren sind für ihre Förderung verantwortlich? Darüber wissen wir aus wissenschaftlicher Sicht noch relativ wenig. Während die einen den Kompetenzbegriff aus der Linguistik im Sinne von Noam Chomsky verstehen, verwenden andere ein etwas ‚weicherer‘ Konzept und verstehen darunter Fähigkeiten und Fertigkeiten im Umgang mit Medien allgemein. In den öffentlichen und fachbezogenen Diskussionen wird häufig Medienkompetenz nur im Zusammenhang mit den so genannten neuen Medien wie Computer und Internet verstanden. Die Medienpädagogik plädiert dagegen, diesen Begriff auf alle Medien auszuweiten. Auch muss kritisiert werden, dass die Forderung nach Vermittlung von Medienkompetenz meist nur auf die Schule, damit auf Kinder und Jugendliche beschränkt bleibt. Der Alltag macht jedoch klar, dass gerade Erwachsene – also die älteren Generationen, die mit anderen, traditionellen Medien aufgewachsen sind – ebenso Medienkompetenz nötig haben. Nicht zu letzt muss an den vorliegenden Diskussionen und Vorschlägen kritisiert werden, dass das, was Medienkompetenz sein soll, häufig nur auf heute als sinnvoll erachtete Fähigkeiten und Fertigkeiten (wie etwa die Erstellung einer Webseite, die Recherche im Internet oder die sichere Nutzung von E-Mails) beschränkt werden. Allein das Gedankenexperiment, dass vor zehn Jahren niemand über die Bedeutung des Internets sprach, macht die Grenzen dieser Sichtweise deutlich. Denn wenn Medienkompetenz als eine wichtige Bildungsaufgabe gesehen wird, dann muss sie heutigen Kindern und Jugendlichen jene Fähigkeiten und Fertigkeiten vermitteln, die sie nicht nur heute, sondern auch in zehn oder zwanzig Jahren benötigen. Also in einer Zukunft, über deren Medienwirklichkeit wir eigentlich keine gesicherten Aussagen machen können. In diesem Sinne ist also Medienkompetenz nicht als eine Ansammlung von klar definierbaren Fähigkeiten und Fertigkeiten zu verstehen, sondern darüber hinaus als die Fähigkeit, mit unbekanntem Mediensituationen umgehen zu können.

Darstellung des Medienkompetenz-Ansatzes

Um den genannten Bedingungen gerecht zu werden, muss ein erweiterter Medienkompetenzbegriff gewählt werden, der zum einen nicht nur die technische Handhabung von Medien darunter versteht, sondern zum anderen auch allgemeinere Fähigkeiten thematisiert. Ich schlage deshalb vor, Medienkompetenz unter der Perspektive der folgenden Dimensionen zu verstehen.

- Kognitive Dimension

Sie bezieht sich auf Wissen, Verstehen und Analysieren im Zusammenhang mit Medien. Diese Dimension soll deutlich machen, dass Medienkompetenz als Grundlage Kenntnisse über Medien und Mediensysteme umfasst, dass die in Medien verwendeten Symbole und Codierungen ver-

standen und entschlüsselt sowie Medien und ihre Inhalte analytisch betrachtet werden.

- Handlungsdimension
Mit Medien gestalten, sich ausdrücken, informieren oder auch nur experimentieren - das bestimmt die Handlungsdimension. Sie soll die Fähigkeiten bezeichnen, Medien nicht nur zu konsumieren, sondern sie zu handhaben und selbst aktiv zu gestalten zu können.
- Moralische Dimension
Medien müssen auch unter ethischen Aspekten betrachtet und beurteilt werden. Dies setzt die kognitive Dimension voraus, ergänzt sie aber um eine auf allgemein geteilten Konventionen beruhende Perspektive, beispielsweise die Menschenrechte. Die moralische Dimension sollte sich nicht nur auf Medieninhalte beziehen, sondern auch auf Aspekte der Produktion von Medien (wie Umweltverträglichkeit), auf Aspekte ihrer sozialen Verträglichkeit sowie auf die Auswirkungen auf Kommunikation, Interaktion und Persönlichkeit.
- Soziale Dimension
Die Umsetzung der kognitiven und moralischen Dimension erfolgt im Raum des sozialen und politischen Handelns. Menschen sollten befähigt werden, ihre Rechte um Medien politisch zu vertreten und soziale Auswirkungen von Medien angemessen zu thematisieren.
- Affektive Dimension
Neben den genannten Dimensionen, die eine kritische Perspektive eröffnen, sollte nicht vergessen werden, dass Medien auch eine Unterhaltungsfunktion haben. Damit angemessen umgehen zu können, ist ein wichtiger Aspekt der Mediennutzung.
- Ästhetische Dimension
Diese Dimension ergänzt die anderen darin, dass sie Medien als Vermittler von Ausdrucks- und Informationsmöglichkeiten sieht und dabei den kommunikationsästhetischen Aspekt betont. Medieninhalte wollen gestaltet werden und dazu benötigt man spezifische Fähigkeiten.

Diese sechs Dimensionen müssen in ihrem Zusammenhang gesehen werden und dürfen nicht einzeln dominieren. Erst wenn in allen pädagogischen Institutionen – vom Kindergarten bis zur Hochschule – die Möglichkeit besteht, Medienkompetenz zu vermitteln bzw. zu erwerben, können wir davon ausgehen, dass die heutigen Kinder und Jugendlichen in der digitalen Welt nicht die Verlierer sein werden, sondern sich in ihr selbstbestimmt und kompetent bewegen können.

Nun kann und sollte man nicht davon ausgehen, dass Kinder und Jugendliche alle Dimensionen im vollen Umfang von Anfang an beherrschen. Die Ansprüche, was sie zu welchem Zeitpunkt können sollten, müssen dem Alter und den allgemeinen Fähigkeiten entsprechend formuliert werden. Damit soll nicht für ein normatives Modell von Medienkompetenz gesprochen werden, sondern nur deutlich werden, dass die Entwicklung von Medienkompetenz als ein Prozess gesehen

wird, der von einfachen zu komplex-anspruchsvollen Fähigkeiten und Fertigkeiten voranschreitet. Sie sollen im Folgenden näher beschrieben werden.

Was sind Entwicklungsbedingungen der einzelnen Bereiche?

Wenn wir die einzelnen Dimensionen durchgehen, dann lassen sich unterschiedliche Entwicklungsbedingungen herausarbeiten. Auf der kognitiven Ebene dürften allgemeine kognitive Fähigkeiten eine wichtige Rolle spielen. Das Verstehen der Symbolik etwa oder die Navigation in einem Hypertext als dreidimensionalen Raum setzt allgemeine kognitive Fähigkeiten voraus, um angemessen und kompetent mit den digitalen und symbolischen Formen der neuen Medien umgehen zu können. Aus diesem Bereich wissen wir, dass hier die sozialisatorische Interaktion in der Familie und ein anregungsreiches Milieu entscheidende Bedingungen sind, damit Kinder solche Fähigkeiten ausbilden können. Die Auseinandersetzung mit komplexen Aufgaben, unterschiedliche Perspektiven als auch die Anregung zur Rollenübernahme dürften eine entsprechende familiäre Lernumgebung kennzeichnen.

Angemessen und kompetent Medien bedienen zu können - dies zeichnet die Handlungsdimension aus - ist etwas, was zum einen durch Anschauung und Vorbildverhalten erlernt werden kann, zum anderen durch didaktische Konzepte. Nur wird in der Familie kaum sich ein solches didaktisches Konzept durchsetzen bzw. Eltern würden sehr eigenartig mit ihren Kindern interagieren, wenn sie extra ‚Stunden‘ ansetzen würden, um ihren Kindern den Umgang mit Medien zu vermitteln. Vielmehr scheinen sich in der familialen Praxis zwei Konzepte bewährt zu haben: das eine Konzepte ist das *apprenticeship*-Modell, also das Meister-Lehrlings-Konzept. Diejenige Person, die schon Kompetenzen hat, führt diese aus und lässt den Lernenden Einblick nehmen, wie er es macht. Konkret heißt dies etwa, dass Mutter und Tochter gemeinsam am Computer sitzen und die Mutter ein Programm aufruft und zeigt, wie man es bedient. Sie bietet dann ihre Tochter an, es auszuprobieren und unterstützt es dabei im Sinne einer Als-ob-Kompetenz. Das andere Konzept praktizieren meist Kinder: sie probieren einfach unvoreingenommen und ohne Angst die Handhabung neuer Medien aus. In diesem Sinne wird oft ja Kindern und Jugendlichen unterstellt, dass sie medienkompetenter als Erwachsene seien. Schaut man sich ihre Vorgehensweisen jedoch etwas näher an und fragt sie nach Begründungen dafür, dann wird deutlich, dass Vieles nach dem Motto von Versuch und Irrtum praktiziert wird. Damit haben sie aber oft Erfolg und lernen den Umgang mit Medien. Eine familiäre Atmosphäre, die die genannten Konzepte aufgreift bzw. akzeptiert, bietet anscheinend einen guten Nährboden für die Entwicklung von Medienkompetenz auf der Ebene der Handlungsdimension. Umfangreiche mediale Erfahrung zuzulassen fördert also auch Medienkompetenz.

Die soziale und die ethische Dimension müssen als jene angesehen werden, in denen die Erwachsenen ihre Stärken haben. Die Entwicklung sozialer Handlungskompetenzen als auch moralischer Kompetenzen muss unter Bezug auf entsprechende entwicklungspsychologische Theorien als stark abhängig von Strukturen sozialisatorischer Interaktionen gesehen werden. Hier spielt die Familie also eine

zentrale Rolle. Möglichkeiten zur Rollenübernahme, Spielraum für die Entwicklung von Identität als auch eine diskursfreundliche Familienatmosphäre sind nur einige der Bedingungen, die hier als verantwortlich für den Aufbau einer angemessenen Medienkompetenz in diesen beiden Dimensionen gekennzeichnet werden können. Über die Bedingungen der beiden letzt aufgezählten Dimensionen - die ästhetische und die affektive Dimension - wissen wir relativ wenig, wenn man davon absieht, dass auch die affektive Entwicklung von Kindern stark von der Beziehungsstrukturen zu ihren Eltern abhängig ist.

Eines sollte an den Beispielen deutlich werden: für den Erwerb von Medienkompetenz in dem oben beschriebenen Sinne ist nicht nur der Umgang mit Medien selbst wichtig, sondern vor allem allgemeine Fähigkeiten und Fertigkeiten, für die sich Strukturen familialer Interaktionen als auch Familienerziehung verantwortlich zeigen.

Eine zentrale Rolle bei der Vermittlung von Medienkompetenz spielt also die Familie bzw. die Eltern. Schon im frühen Alter werden grundlegende Fähigkeiten und Fertigkeiten für den Umgang mit Medien gelegt. Wie vielfältige Untersuchungen jedoch zeigen, sind nur die wenigsten Eltern auf diese Rolle vorbereitet bzw. zeichnen sich selbst als medienkompetente Mediennutzer aus. Hier besteht also eine besondere medienpädagogische Herausforderung, Eltern so zu qualifizieren, dass sie ihre medienpädagogischen Aufgaben kompetent wahrnehmen können. Dies kann zum einen darin bestehen, dass sie selbst erst einmal medienkompetent gemacht werden, was heißt, ihnen einen Einblick in Medienentwicklungen zu geben und sie zu befähigen, mit neuen Medien auch umgehen zu können. Zum anderen müssen ihnen medienpädagogische Konzepte vermittelt werden, wie sie angemessen den Kindern und Jugendlichen Erfahrungsräume für den Umgang und die Nutzung neuer Medien eröffnen und wie sie mit problematischen Situationen, in denen die Medien über andere Aktivitäten dominieren, reagieren.

Wo sind Problemzonen in Familien zu sehen?

Wie deutlich werden sollte, sind für die Entwicklung von Medienkompetenz spezifische Bedingungen im familialen Rahmen als verantwortlich anzusehen. Aber nicht alle Familien können diese Bedingungen bieten. So ist zu fragen, unter welchen Bedingungen Familien Schwierigkeiten haben würden, Kindern jenes Lernumfeld zu bieten, in dem die Entwicklung von Medienkompetenz gewährleistet werden kann? Bezogen auf das Medium Fernsehen haben die Studien von Bettina Hurrelmann (1996) wesentliche Erkenntnisse dazu beigetragen, die medienthematischen Problemzonen in Familien näher zu beschreiben.

Am unproblematischsten erscheint demnach der Fernsehkonsum von Kindern in den kleineren Zwei-Eltern-Familien, in denen die Eltern oftmals die Fernsehnutzung ihrer Kinder kontrollieren und auch versuchen, sie vor problematischen Einflüssen zu bewahren. Vor allem in Familien mit nur einem Kind besteht für Eltern die beste Möglichkeit, sich mit dem Fernsehen ihrer Kinder zu beschäftigen und mit ihnen auch über ihre Fernseherfahrungen zu sprechen. Familien mit zwei Kindern zeichnen sich ebenfalls durch einen kritischen und distanzierten Umgangsstil

mit dem Fernsehen aus, während Eltern mit mehr als zwei Kindern größere Probleme in der Kontrolle der Fernsehnutzung ihrer Kinder haben. Als eher problematisch gelten jene Familie mit mehr als zwei Kindern sowie Ein-Eltern-Familien. In diesen Familien – die häufig auch durch schwierige materielle und finanzielle Probleme gekennzeichnet sind – sind niedriger Bildungsstand der Eltern und hoher Fernsehkonsum der Kinder miteinander verbunden. Letzterer ist aber der Studie zufolge vor dem Hintergrund der sozialen Lage der Familie zu interpretieren. Typisch für diese Eltern ist, dass sie aufgrund der Unübersichtlichkeit des Programmangebots sowie auch eines gewissen Desinteresses relativ wenig darüber Bescheid wissen, was ihre Kinder alles ansehen. Fernsehregeln werden kaum aufgestellt, und das Fernsehverhalten wird stark durch die ältesten Kinder bestimmt. Die Erziehungsaufgaben lasten in diesen Familien fast ganz auf den Schultern der Mütter, die oft Ohnmachtsgefühle bezüglich der Erziehungsmöglichkeiten entwickeln. In der Zusammenfassung der Studie heißt es, „dass die kinderreichen Familien den modernen Optionen der Erwachsenen auf erweiterte Handlungsspielräume und Rollendefinitionen für sich selbst, den erhöhten pädagogischen Ansprüchen auf die Förderung des je einzelnen Kindes und auch den gesteigerten Anforderungen im Bereich der Fernsehsozialisation am wenigsten entsprechen“ (Hurrelmann u.a. 1996 S. 263).

Bei den allein erziehenden Müttern kommt als weitere starke Belastung hinzu, dass sie die Erziehungsaufgaben allein tragen müssen. Außerdem spielt das Fernsehen eine wichtige Rolle in der Beziehungsdefinition zwischen Müttern und Kindern. Trotzdem scheinen diese Mütter jedoch ein erhöhtes Problembewusstsein gegenüber dem Fernsehkonsum ihrer Kinder zu besitzen. Als entscheidend für die konkrete Ausgestaltung der mütterlichen Medienerziehung erweist sich jedoch die ökonomische Situation der Ein-Eltern-Familie sowie der Bildungsstand der Mütter. Sind hier Benachteiligungen festzustellen, so wird die Fernsehsituation als stark belastend angesehen.

Zum Abschluss dieser umfangreichen und differenzierten Studie werden einige medienpädagogische bzw. pädagogische Interventionen vorgeschlagen. Als erster wichtiger Aspekt wird die „Maßlosigkeit durch Orientierungslosigkeit im Umgang mit dem Fernsehen“ (S. 266) genannt, die mit „rationalen, interessengetriebenen Nutzungsmustern für den Umgang mit Fernsehen“ begegnet werden könnte. Dazu gehören Informationen über allgemeine Nutzungsdaten, um sich selbst einordnen zu können sowie das Aufzeigen von konkreten Handlungsstrategien. Eltern sollten zur „kritischen Reflexion ihrer eigenen Fernsehgewohnheiten angeregt werden“ (S. 267). Weiterhin erscheint es notwendig, Eltern anzuregen, ihre Kinder bei der Verarbeitung von Fernsehsendungen zu beobachten.

Ein weiterer Aspekt stellt die „Überfunktionalisierung des Fernsehens für das Familiensystem“ (S. 268) dar, welche durch eine Problematik des ‚Familiemitglieds Fernsehen‘ angegangen werden könnte. Fernsehen wird häufig in dem Sinne funktionalisiert, dass einzelne Familienmitglieder es zur Abgrenzung, zur Schaffung von Nähe und Distanz sowie zur Machtbehauptung gebrauchen. Hilfestellungen müssen jedoch sehr fallbezogen vorgenommen werden, um nicht in Verallgemeinerung zu verfallen und damit niemanden dienen zu können. Wichtig erscheint hierbei auch, die häufig vorzufindende familiäre Rollenteilung – dem-

nach Mütter sich um die Fernseherziehung zu kümmern haben – aufzubrechen und die Väter stärker mit ein zu beziehen.

Ein dritter Aspekt bezieht sich auf den „problematischen Umgang mit Freizeit in der Familie überhaupt“ (S. 269). Zum einem scheinen Kinder mit einer starken Verplanung ihrer Freizeit zu einem höheren Fernsehkonsum zu neigen, zum anderen mangelt es aber auch in vielen Familien an Alternativen. Ein wichtiger medienpädagogischer Ansatz müsste es sein, den Familien Hilfestellungen bei ihrer Freizeitplanung zu geben. Dabei sollten jedoch die unterschiedlichen Familienformen Berücksichtigung finden.

Als besonders gefährdet werden nach eigenen Erfahrungen Familien in Stresssituationen angesehen. Ihnen fehlen familiäre Bewältigungsstrategien in Krisen allgemein und spezifisch bezogen auf Medien. Das Konzept von familiären Bewältigungsstrategien in Krisen stammt ursprünglich aus der Stressforschung und ist von der Familiensoziologie aufgenommen worden. Es geht dabei um die Frage, wie Familien mit Stresssituationen, wie etwa Tod, Krankheit oder Arbeitslosigkeit eines Familienmitglieds umgehen und versuchen, diese zu bewältigen. Nach einer Übersicht von Cubbin u.a. (1980) bestimmen im Wesentlichen vier Faktoren die Fähigkeiten von Familien, diese Bewältigung vorzunehmen. Es handelt sich um die zur Verfügung stehenden Ressourcen, die Adaptionfähigkeit der Familie, Anregungen von Außen aufzunehmen, die soziale erhaltene Unterstützung und die Integration in ein soziales Netzwerk sowie die Identität einer Familie.

Die vier beschriebenen Faktorengruppen zur Bewältigung von familiären Stresssituationen beziehen sich in erster Linie auf entscheidende Lebensereignisse (*life-events*) und ursprünglich nicht auf die Mediensituation in einer Familie. Sie sollen hier auch nicht so einfach übertragen werden. Die aufgezählten Dimensionen und Aspekte lassen sich jedoch zu einem Bild formen, aus dem bestimmte familiäre Stärken und Schwächen ersichtlich werden. Die Vernetzung unserer Gesellschaft mit Neuen Medien und Neuen Technologien stellt zwar keine so offensichtliche Bedrohung für das Familiensystem dar, wie etwa Krankheit oder Arbeitslosigkeit eines Familienmitglieds. Aber es ist zu unterstellen, dass jene Familien, denen nicht die skizzierten Bewältigungsstrategien zur Verfügung stehen, die nicht imstande sind, von selbst oder mit von außen erbetener Hilfe eine solche Situation zu meistern, dass diese Familien Schwierigkeiten im Umgang insbesondere mit den elektronischen und digitalen Medien haben. Die Kinder in diesem Familiensystem bekommen kaum Anregungen zur Entwicklung von Medienkompetenz, wie sie oben beschrieben worden sind. Ihre Fähigkeiten in all den genannten Dimensionen können sich kaum zu komplexen und anspruchsvollen Niveaus entwickeln.

Wie deutlich werden sollte, muss unter Medienkompetenz ein komplexes Geflecht von Fähigkeiten und Fertigkeiten verstanden werden, dass sich auf verschiedene Dimensionen bezieht. Die Entwicklung dieser Dimensionen ist stark von Sozialisationsbedingungen in Familien abhängig. Auch wenn immer wieder betont wird, dass Kinder schon besonders medienkompetent seien, muss doch betont werden, dass dies nicht auf alle Dimensionen zutrifft und eigentlich nur die Familie jene Bedingungen liefern kann, die ein kompetentes Handeln in einer durch Medien geprägten Welt sicher stellt.

Literatur

- Cubbin, H. u.a. (1980). Family stress and coping: A decade review. In: Journal of Marriage and the Family, November 1980, S.855-871.
Hurrelmann, Bettina u.a. (1996). Familienmitglied Fernsehen. Weinheim: Beltz-Verlag.

Anschrift des Autors

Prof. Dr. Stefan Aufenanger
FB 06/Universität Hamburg
Von-Melle-Park 8
D-20146 Hamburg

Telefon: +49 (0)40/42838-2130
Fax: +49 (0)40/42838-2112
Email: aufenanger1@t-online.de
Homepage: <http://www.aufenanger.de>